

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Friedman, Thomas L.  
**Was zu tun ist**

Eine Agenda für das 21. Jahrhundert  
Aus dem Amerikanischen von Michael Bischoff

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42058-4





# Thomas L. Friedman

## Was zu tun ist

Eine Agenda für das 21. Jahrhundert

*Aus dem Amerikanischen von  
Michael Bischoff*

Suhrkamp Verlag

Titel der 2008 im Verlag Farrar, Strauss and Giroux  
erschienenen Originalausgabe: *Hot, Flat and Crowded.  
Why the World Needs a Green Revolution and  
How We Can Renew Our Global Future*

© Thomas L. Friedman 2008

© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie  
der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm  
oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: GGP Media, Pößneck

Printed in Germany

Erste Auflage 2009

ISBN 978-3-518-42058-4

2 3 4 5 6 7 - 14 13 12 11 10 09

*Für Ann, ein weiteres Mal*



# Inhalt

## *Erster Teil: Wo wir stehen*

- 1. Wo keine Vögel fliegen ..... 11
- 2. Der Anbruch eines neuen Zeitalters ..... 41

## *Zweiter Teil: Wie wir hierher geraten sind*

- 3. Die Kopien Amerikas (oder zu viele Amerikaner) ..... 75
- 4. Zur Freude der Diktatoren ..... 106
- 5. Verhängnisvolle Zeichen ..... 150
- 6. Das Zeitalter Noahs ..... 187
- 7. Energiearmut ..... 205
- 8. Grün ist das neue Rot, Weiß, Blau ..... 225

## *Dritter Teil: Wie wir vorankommen*

- 9. 205 einfache Wege, die Erde zu retten ..... 267
- 10. Das Energie-Internet: Wenn IT mit ET zusammentrifft .. 285
- 11. Die Steinzeit ging nicht deshalb zu Ende, weil es keine  
Steine mehr gab ..... 317
- 12. Wenn es nicht langweilig ist, ist es nicht grün ..... 352
- 13. Eine Million Noahs, eine Million Archen ..... 392
- 14. Al-Qaida auf grünem Wege ausbooten  
(oder mehrere Fliegen mit einer Klappe schlagen) ..... 417

## *Vierter Teil: China*

- 15. Kann aus Rotchina Grünchina werden? ..... 449

## *Fünfter Teil: Amerika*

- 16. China für einen Tag (aber nicht für zwei) ..... 483
- 17. Ein demokratisches China oder eine Bananenrepublik? .. 513

- Dank ..... 537





Erster Teil  
Wo wir stehen



# Erstes Kapitel

## Wo keine Vögel fliegen

*Deutsches: Ingenieurtechnik,  
Schweizerisches: Innovation,  
Amerikanisches: Nichts*

Werbeslogan auf einem Plakat in Südafrika, mit dem Daimler für seinen Kleinwagen Smart »forfour« warb

Im Juni 2004 war ich mit meiner Tochter Orly in London, und an einem Abend sahen wir uns in einem Theater nahe Victoria Station das Theaterstück *Billy Elliot* an. In der Pause stand ich auf, um mir im Gang ein wenig die Beine zu vertreten. Da trat ein Unbekannter auf mich zu und fragte mich: »Sind Sie Herr Friedman?« Ich nickte, und er stellte sich mir vor: »Ich heiÙe Emad Tinawi. Ich bin Amerikaner syrischer Herkunft und arbeite für Booz Allen« – eine Unternehmensberatung. Tinawi sagte, er sei zwar nicht immer mit meinen Kolumnen einverstanden, vor allem nicht mit denen über den Nahen Osten, aber eine habe ihm so gut gefallen, daß er sie aufgehoben habe.

»Welche?« fragte ich neugierig.

»Die mit dem Titel ›Wo keine Vögel fliegen.« Einen Augenblick lang war ich ratlos. Ich erinnerte mich zwar an den Titel, aber ich wußte nicht mehr, wovon die Kolumne handelte und wann ich sie geschrieben hatte. Er half mir auf die Sprünge. Sie handelte von dem – nach dem 11. September – neugebauten amerikanischen Konsulat in Istanbul.

Viele Jahre lang war das amerikanische Konsulat in Istanbul im Palazzo Corpi untergebracht, einem großen, alten und vornehmen Bau im Herzen des quirligen Geschäftsviertels der Stadt, eingezwängt zwischen Basaren, dunklen Moscheen und dem Mischmasch ottomanischer und moderner Architektur. Der 1882 erbaute Palazzo Corpi, den die amerikanische Regierung fünfundzwanzig Jahre später erwarb, ist auf drei Seiten von schmalen Straßen um-

geben und eng in das Netz des Istanbuler Lebens eingeflochten. Es war leicht für Türken, dorthin zu gehen, um ein Visum zu beantragen, die Bibliothek zu benutzen oder einen amerikanischen Diplomaten zu treffen.

Doch im Rahmen der allgemeinen verschärften Sicherheitsmaßnahmen für amerikanische Botschaften und Konsulate nach dem 11. September beschloß man, das Konsulat im Palazzo Corpi zu schließen, und im Juni 2003 wurde in Istinye, einem Außenbezirk gut zwanzig Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, ein neues Konsulat eröffnet. »Die neue, neun Hektar große Anlage – fast fünfzehnmal so groß wie das alte Konsulat – ist auf einem Hügel erbaut worden, der aus festem Fels besteht«, hieß es in einem Artikel der *Federal Times* am 25. April 2005. »Nach den staatlichen Vorschriften müssen solche Anlagen heute von Schutzmauern umgeben sein, die einen Mindestabstand von 30 Metern zu den Botschafts- oder Konsulatsgebäuden haben. Diese Mauern und Barrieren müssen auch Schutz vor Explosionen und Rammangriffen mit Kraftfahrzeugen bieten, und sie müssen schwer zu überwinden sein. Rund um die Anlage sind Wachhäuser aufgestellt, die Fenster sind schußsicher verglast und gegen Eindringen gesichert. Die neuen Gebäude sind außerdem stark genug, den meisten Erdbeben und Bombenanschlägen zu widerstehen.«

Sie sind auch stark genug, die meisten Besucher, Freunde und Verbündeten abzuschrecken. Als ich das neue Konsulat 2005 erstmals sah, stach mir vor allem ins Auge, wie sehr es einem Hochsicherheitsgefängnis gleicht, allerdings ohne den Charme. Es fehlte nur noch ein Wassergraben voller Krokodile und ein Schild, auf dem in großen Buchstaben stand: »Achtung! Sie nähern sich dem amerikanischen Konsulat in Istanbul. Bei jeder heftigen Bewegung wird ohne Vorwarnung geschossen. BESUCHER STETS WILLKOMMEN.«

Man hätte den türkischen Gefängnisfilm *Midnight Express* dort drehen können.

Doch dahinter steckt auch eine harte Wahrheit. Wahrscheinlich verdanken einige amerikanische Diplomaten dieser Festung ihr Leben. Denn am 20. November 2003, während eines Treffens zwischen Präsident George W. Bush und dem damaligen Premierminister

Tony Blair in London und etwa sechs Monate nach der Eröffnung des neuen Konsulats in Istanbul, zündeten türkisch-muslimische Terroristen vor der HSBC-Bank und dem britischen Konsulat in Istanbul Autobomben. Bei dem Anschlag kamen dreißig Menschen ums Leben, darunter der britische Generalkonsul, mindestens vierhundert weitere wurden verletzt. Das britische Konsulat lag nur ein paar Schritte vom Palazzo Corpi entfernt.

Einer der nach dem Anschlag festgenommenen Terroristen soll gegenüber der türkischen Polizei ausgesagt haben, seine Gruppe habe ursprünglich das neue amerikanische Konsulat sprengen wollen, aber als man die Anlage in Istinye erkundete, sei man zu dem Schluß gelangt, sie sei uneinnehmbar. Ein höherer amerikanischer Diplomat in Istanbul erzählte mir Genaueres. Nach Auskunft türkischer Sicherheitskreise hatten die Terroristen erklärt, das amerikanische Konsulat sei einfach zu sicher: »Da dürfen nicht einmal Vögel fliegen.« Dieses Bild geht mir nicht aus dem Kopf. Es war so gut bewacht, *daß nicht einmal Vögel dort fliegen durften ...*

(Eine weitere Bestätigung fand dieser Gedanke am 9. Juli 2008, als türkische Polizisten außerhalb des Konsulatsgeländes drei Terroristen töteten, die offenbar eine Bresche in die Mauer sprengen wollten.)

Tinawi und ich tauschten unsere Eindrücke über die schädliche Wirkung aus, die solche Sicherheitsmaßnahmen auf das Bild Amerikas im Ausland und auf das amerikanische Selbstbild haben mußten. Als arabischstämmiger Amerikaner war er sehr besorgt darüber und wußte aus meiner Kolumne, daß es mir ebenso erging.

Denn an einem Ort, an dem keine Vögel fliegen, finden auch keine Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammen und kommen keine zündenden Ideen auf, an einem solchen Ort können keine Freundschaften entstehen und keine Klischees durchbrochen werden, kommt es nie zur Zusammenarbeit, wird kein Vertrauen aufgebaut und herrscht keine Freiheit. Das ist kein Ort für Amerika, kein Ort, den Amerika sich leisten könnte. Ein Amerika, das in einer Festung lebt, vermag den gewaltigen Strom des Idealismus, der Innovation, der Hilfsbereitschaft und der Philanthropie nicht anzupapfen, der unsere Nation immer noch durchfließt. Und es vermag auch nicht die lebenswichtige Rolle zu übernehmen, die es

lange für die übrige Welt gespielt hat – als Leuchtturm der Hoffnung und als das Land, von dem man jederzeit erwarten darf, daß es bei der größten Herausforderung, vor der die Welt gerade steht, die Führung übernimmt. Wir brauchen dieses Amerika – *und wir müssen dieses Amerika sein* – heute mehr denn je.

Dieses Buch handelt davon, warum dies so ist.

Der Kerngedanke ist sehr einfach: Amerika hat ein Problem, und die Welt hat ein Problem. Amerika hat das Problem, daß es in den letzten Jahren die Orientierung verloren hat – teils wegen des 11. September und teils wegen der schlechten Gewohnheiten, die wir in den vergangenen drei Jahrzehnten bei uns haben aufkommen lassen, Gewohnheiten, die unsere Fähigkeit und Bereitschaft geschwächt haben, große Herausforderungen anzunehmen.

Auch die Welt hat ein Problem, das man mit drei Worten umreißen kann: heiß, flach und überbevölkert. Das heißt, die globale Erwärmung, die erstaunliche Zunahme der Mittelschicht in aller Welt und das schnelle Bevölkerungswachstum wirken in einer Weise zusammen, die unseren Planeten gefährlich instabil werden lassen könnte. Das Zusammenwirken dieser drei Faktoren belastet die Energieversorgung, beschleunigt das Aussterben von Pflanzen und Tieren, vergrößert die Energiearmut, stärkt die Petrodiktaturen und verschärft den Klimawandel. Unser Umgang mit diesen ineinander verwobenen globalen Entwicklungstrends hat große Auswirkungen auf die Lebensqualität im 21. Jahrhundert.

Amerika löst sein eigenes großes Problem nach meiner Überzeugung am ehesten (und kann damit auch seinen »groove« zurückgewinnen), indem es bei der Lösung des großen Weltproblems die Führung übernimmt. In einer Welt, die zunehmend heiß, flach und überbevölkert ist, besteht die größte Herausforderung für uns Zeitgenossen darin, die Werkzeuge, Systeme, Energiequellen und ethischen Vorstellungen zu entwickeln, die auf unserem Planeten ein saubereres und nachhaltigeres Wachstum ermöglichen.

Diese Herausforderung ist eine Chance für Amerika. Wenn wir sie annehmen, wird das Amerika mit neuem Leben erfüllen, die Verbindung zu den anderen Menschen und Nationen wiederherstellen und unser Land für die Zukunft rüsten. Amerika ist immer dann am stärksten und einflußreichsten, wenn es Innovation und

Inspiration, die Schaffung von Reichtum und die Förderung der Menschenwürde, das Streben nach großem Profit und das Bemühen um die Lösung großer Probleme miteinander verbindet. Tun wir jeweils nur eines von beidem, sind wir weniger als die Summe unserer Teile. Tun wir beides, sind wir mehr als die Summe unserer Teile – viel mehr.

Aber es ist nicht nur eine Chance, sondern auch ein Test. Eine Probe nämlich, ob wir fähig und bereit sind, die Führung zu übernehmen. Ob man uns liebt oder haßt, ob man an Amerikas Macht glaubt oder nicht, das Zusammenwirken der drei Entwicklungstrends hat eine so gefährliche Situation geschaffen, daß man sich keine sinnvolle Lösung ohne eine Beteiligung Amerikas vorstellen könnte. »Wir werden entweder Verlierer oder Helden sein – für Halbherzigkeiten ist keine Zeit mehr«, sagt Rob Watson, CEO von EcoTechn International und einer der besten Kenner der Umweltprobleme in Amerika.

Entweder schwingen wir uns auf zu der erforderlichen Führung, Innovation und Zusammenarbeit, oder alle werden die Verlierer sein – große Verlierer. Durchzuwursteln wie bisher und dieselben alten Dinge zu tun ist heute keine Option mehr. Wir brauchen einen vollkommen neuen Ansatz. Wie man in Texas sagt: »Wenn du nicht mehr tust, als du immer schon getan hast, wirst du auch nicht mehr bekommen, als du immer schon bekommen hast.«

Der einfache Name für das neue Projekt, das ich hier vorschlage, lautet *Code Green*, »Warnstufe Grün«. Die Bedeutung, die im Amerika der fünfziger und sechziger Jahre »Rot« besaß: ein Symbol für die allgegenwärtige kommunistische Bedrohung, das unser Land mobilisieren und dazu bewegen sollte, seine militärische Schlagkraft, die industrielle Basis, seine Autobahnen und Eisenbahnen, See- und Flughäfen, sein Bildungssystem und seine wissenschaftlichen Kapazitäten auszubauen, um die Welt bei der Verteidigung der Freiheit anzuführen – sie muß heute »Grün« übernehmen.

Leider hat Präsident George W. Bush nach dem 11. September Rot nicht durch Grün ersetzt, sondern durch »Warnstufe Rot« und all die übrigen verrückten Farben der Warnskala des Department of Homeland Security. Es ist höchste Zeit, all das über Bord zu werfen und zur Warnstufe Grün überzugehen.



Natürlich rufe ich hier nicht dazu auf, zum Antikommunismus mit seiner Menschenjagd und seinem McCarthyismus zurückzukehren – wohl aber zu der ernsthaften Entschlossenheit, eine Gesellschaft aufzubauen, die der überwältigenden Bedrohung unserer Zeit die Stirn zu bieten vermag. Für mich bedeutet der Übergang zur Warnstufe Grün, daß Amerika weltweit die Führung übernimmt bei Innovationen im Bereich sauberer Energie und energiesparender Systeme wie auch bei der Entwicklung einer Ethik des Bewahrens der natürlichen Welt, die immer stärkeren Gefahren ausgesetzt ist. Wir benötigen dringend massive Durchbrüche auf dem Gebiet sauberer Energie und größere Achtung vor den Wäldern der Erde, den Meeren und der an manchen Orten noch zu findenden Artenvielfalt, wenn es uns in diesem neuen Zeitalter gutgehen soll.

Die erste Hälfte meines Buchs ist eine Diagnose der einzigartigen Herausforderungen, vor denen die Welt in den Bereichen Energie, Klima und Artenvielfalt heute steht. In der zweiten Hälfte versuche ich zu zeigen, wie wir diese Herausforderung bestehen können. Es wäre allerdings mehr als unaufrichtig, wenn ich behauptete, Amerika, wie es gegenwärtig agiert, sei für diese Aufgabe gerüstet. Wir sind es nicht. Im Augenblick fehlt uns die nötige Entschlossenheit und Beharrlichkeit, um etwas wirklich Großes in Angriff zu nehmen, dessen Nutzen sich erst langfristig zeigen wird. Aber ich glaube, all das könnte sich ändern, mit der richtigen politischen Führung – auf der Ebene der Gemeinden, der Bundesstaaten und des Bundes – und mit der Einsicht, wieviel wir zu gewinnen haben, wenn wir uns der Situation gewachsen zeigen, und wieviel wir verlieren werden, falls wir versagen.

Manche Amerikaner spüren, daß wir auf dem falschen Weg sind und eine Kurskorrektur benötigen – und zwar schnell. Wenn ich an unsere Situation denke, fühle ich mich an den Spielfilm *Der Leopard* erinnert, der auf dem gleichnamigen Roman von Giuseppe Tomasi di Lampedusa basiert. Er spielt im Italien des 19. Jahrhunderts, einer Zeit gewaltiger sozialer, politischer und wirtschaftlicher Umwälzungen. Die Hauptfigur ist der sizilianische Fürst Salina, Don Fabrizio Corbèra (der im Film von Burt Lancaster gespielt wird). Fürst Salina weiß, daß er und seine Familie sich anpassen müssen, wenn das Haus Salina die Führung behalten soll in einer Zeit, da

soziale Kräfte von unten die überkommenen Machteliten in Frage stellen. Dennoch ist er verbittert und kompromißlos: »Wir waren Leoparden. Löwen. Die an unsere Stelle treten, werden Schakale und Schafe sein.« Den klügsten Rat gibt ihm sein Neffe Tancredi (gespielt von Alain Delon), der die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns aus der neureichen Mittelschicht heiratet und seinen Onkel warnt: »Wenn wir wollen, daß alles bleibt, wie es ist, muß alles sich verändern.«

Das gilt auch für Amerika. Das Zeitalter, in das wir eintreten, wird gewaltige soziale, politische und wirtschaftliche Veränderungen mit sich bringen – weitgehend unter dem Druck von oben, unter dem Druck des Himmels, getrieben von Mutter Natur. Wenn wir wollen, daß alles bleibt, wie es ist, das heißt, wenn wir unsere technologische, ökonomische und moralische Führungsrolle behalten und uns einen bewohnbaren Planeten bewahren wollen, mit reicher Flora und Fauna, mit Leoparden und Löwen und mit menschlichen Gemeinschaften, die auf nachhaltige Weise wachsen, dann muß sich hier vieles ändern, und zwar schnell.

Im heutigen Amerika erkenne ich drei große Entwicklungstrends – von denen zwei wirklich beunruhigend sind, während einer mir die Hoffnung gibt, daß die Amerikaner sich mit einer anderen Führung dazu aufschwingen werden, diese Herausforderung zu bestehen.

Eine der beunruhigenden Entwicklungen habe ich bereits genannt: Nach dem 11. September haben wir als Nation mehr Mauern um uns gezogen als jemals zuvor und uns dabei emotional, wenn nicht sogar physisch, von vielen unserer natürlichen Verbündeten distanziert und von unserer Weltoffenheit verabschiedet. Von einem Land, das immer seine Hoffnungen exportierte (und dadurch die Hoffnungen Millionen anderer Menschen importierte), sind wir zu einem Land geworden, das den Eindruck erweckt, sein Ängste zu exportieren.

Die zweite beunruhigende Entwicklung hat sich langsam seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts aufgebaut. Unsere politische Elite hat sich eine Einstellung zu eigen gemacht, die man mit dem Satz umschreiben könnte: »Wir dürfen so dumm sein, wie wir wollen« – eine Haltung, die zu sagen scheint, wir könnten uns klein-

karierte Streitereien zwischen demokratischen und republikanischen Bundesstaaten leisten, solange es uns beliebt, und dabei alles andere endlos vor uns her schieben: die Verbesserung unseres Gesundheitswesens, die Reparatur unserer zerfallenden Infrastruktur, die Reform der Einwanderungsgesetze, den Umbau des staatlichen Sozial- und Gesundheitssystems sowie eine umfassende Auseinandersetzung mit unserer Energieverschwendung und mit der Unsicherheit unserer Energieversorgung. Bei zahlreichen wichtigen Fragen scheint heute in Washington die Einstellung vorzuherrschen: »Wir werden uns damit befassen, wenn uns danach ist. All das kann uns nichts anhaben, weil wir Amerika sind.«

In gewisser Weise sind der *Subprime*-Hypotheken-Schlamassel und die Immobilienkrise Metaphern für das, was in den letzten Jahren mit Amerika geschehen ist: Die Verbindung zwischen harter Arbeit, Leistung und Verantwortung existiert nicht mehr. Wir sind zu einer *Subprime-Nation* geworden, die glaubt, sie könne durch Borgen reich werden – und zwei Jahre lang nichts zurücklegen oder zurückzahlen. Die Anbieter der *Subprime*-Hypothekenkredite sagten uns, wir könnten den amerikanischen Traum – ein eigenes Haus – ganz ohne die Disziplin und die Opfer verwirklichen, die ein solcher Besitz voraussetzt. Wir bräuchten nicht intensiv zu lernen und eine solide Bildung zu erwerben. Wir bräuchten nicht zu sparen und eine solide Grundlage für Kredite zu schaffen. Die Bank an der nächsten Ecke oder eine Online-Bank werde das Geld in China ausleihen und es uns weiterverleihen – mit einer Bonitätsprüfung, bei der wir nicht gründlicher durchleuchtet werden als auf dem Flughafen, wo man den Namen auf dem Flugticket mit den Namen auf dem Führerschein vergleicht. Als diese von einigen unserer besten Finanzinstitute erzeugte Pyramide zusammenbrach, erwarteten alle, vom einfachen Hausbesitzer bis hin zum skrupellosen Kreditvermittler, Hilfe vom Staat. Die Politiker sprangen ihnen bei, obwohl alle wußten, daß die Kreditgeber nicht darauf gesetzt hatten, harte Arbeit oder Sparsamkeit oder Innovation werde ihre Kunden befähigen, die nötigen Rückzahlungen zu leisten. Sie hatten einfach darauf gesetzt, daß die Immobilienblase die Häuserpreise weiter in die Höhe trieb und die Hypothekenzinsen weiter fielen – daß der Markt sie alle retten werde. Er tat es – bis er es nicht mehr

tat. Und wie mit unseren Häusern, so mit unserem Land. Wir haben unsere Zukunft geliehen, statt in sie zu investieren.

Während der Vorwahlen für die Präsidentschaftskandidaturen des Jahres 2008 machten die Senatoren John McCain und Hillary Clinton den Vorschlag, die Mineralölsteuer von 18,4 Cent pro Gallone für die Dauer der Sommerreisesaison auszusetzen, um den amerikanischen Autofahrern eine »Pause« zu gewähren, obwohl sie genau wußten – weil alle Experten des Landes dies sagten –, daß dadurch nur die Nachfrage nach Benzin angeheizt würde, mit der Folge weiterhin hoher Benzinpreise und einer vergrößerten Belastung der Erdatmosphäre, die bekämpfen zu wollen beide Senatoren von sich behaupteten. Der Vorschlag war ein Paradebeispiel für eine Politik des »Wir dürfen so dumm sein, wie wir wollen«.

Es gibt jedoch einen dritten Trend, und das ist die Entwicklung, die mir Hoffnung gibt. Diesen Trend könnte man mit dem Begriff »*nation-building* im eigenen Land« umschreiben. Die Regierung mag unfähig sein für einen Schritt nach vorwärts und nur noch seitwärts driften, und unser wirtschaftliches Führungspersonal mag alles andere als verantwortungsbewußt gehandelt haben – unser Land ist dennoch voll von Innovatoren und Idealisten. Jede Woche propagieren Menschen neue Ideen zur Gewinnung sauberer Energie oder neue Ansätze für das Bildungssystem oder neue Vorstellungen darüber, wie dringend reparaturbedürftige Dinge in unserem Land repariert werden können. Und auch wenn manche dieser Ideen verrückt sind, besagt die schiere Zahl der Menschen, die in ihren Garagen oder in ihrer Gemeinde experimentieren, ganz eindeutig, daß dieses Land immer noch strotzt von einer Vitalität, die von unten kommt. Unsere jungen Leute sind weitaus idealistischer, als wir es verdienen, und die breite Öffentlichkeit, obwohl gelegentlich niedergeschlagen, engagiert sich immer noch in großem Stil: für die Reform des Bildungswesens, für die Erforschung erneuerbarer Energie, für die Reparatur unserer Infrastruktur, für die Unterstützung anderer Menschen. Das erkennt man zum Beispiel an der Zahl der College-Absolventen, die sich in den Dienst des Programms Teach for America stellen. Sie wollen, daß unser Land wieder etwas zählt. Sie wollen aufgefordert werden, und zwar dazu, *nation-building* nicht nur im Irak oder in Afghanistan zu betreiben, sondern

auch in unserem eigenen Land. Sie möchten etwas wiederherstellen und revitalisieren, das ihnen wertvoll ist, aber gegenwärtig zu verfallen scheint.

Wir wollen diese drei Entwicklungstrends etwas genauer betrachten. Als meine jüngere Tochter Natalie in der achten Klasse war, nahm sie an der Aktion zum National History Day teil. Das Thema lautete in diesem Jahr »Wendepunkte in der Geschichte«, und überall im Land sollten Schüler Forschungsprojekte durchführen, die sich mit solchen Wendepunkten auseinandersetzen. Natalies Projekt, mit dem sie neben anderen den zugehörigen Wettbewerb im Bundesstaat Maryland gewann, hatte den Titel »Wie der Sputnik zum Internet führte«. Darin zeichnete sie nach, wie die Vereinigten Staaten auf die sowjetischen Erfolge mit dem Sputnik reagierten; wie man die Kommunikation zwischen unseren wissenschaftlichen Forschungseinrichtungen verbesserte, wie diese ersten, noch sehr grobschlächtigen Netzwerke sich entwickelten und wie aus deren Verbindung schließlich das Internet hervorging. Doch der Subtext lautete, daß unsere Reaktion auf einen Wendepunkt in der Geschichte unbeabsichtigt Jahrzehnte später zu einem weiteren Wendepunkt führte, und dies in einer Weise, die niemand hätte vorausagen können.

Ich habe die Sorge, daß in fünfzig Jahren eine Achtklässlerin sich in ihrem Projekt zum National History Day mit der Frage befassen könnte, wie es kam, daß die amerikanische Reaktion auf den 11. September uns unbeabsichtigt von Teilen der Welt, von unseren besten Freunden und von Elementen unserer eigenen Identität trennte.

Der bekannte indische Autor Gurcharan Das sagte mir 2005 bei einem Besuch in Delhi, er sei nach dem 11. September bei mehreren Reisen in die Vereinigten Staaten von Grenzbeamten gezwungen worden, den genauen Zweck seiner Reise anzugeben. »Man hat jetzt das Gefühl, sehr unwillkommen zu sein«, meinte Das. Amerika sei ein Land gewesen, »das sich selbst ständig neu erfunden hat«, weil dort »Exzentriker jeder Art« willkommen waren und weil dort »diese wunderbare Weltoffenheit« herrschte. Die amerikanische Offenheit sei immer eine Inspiration für die ganze Welt